

Vortrag beim Gesundheitstag „*Gesichter des Glaubens – Hände der Hilfe*“
am 24.11.2022 im KKH Wien zum Thema:
„gegenwärtig und bedeutsam“ – Krankenfürsorge als kirchlicher Auftrag

Der Dienst an den Kranken wird in unserer Gesellschaft zwar zweifellos als „bedeutsam“ und notwendig erachtet, jedoch nicht unbedingt als ein spezifisch „kirchlicher Auftrag“ gesehen – und dies obwohl die Kirche „gegenwärtig“ vor allem durch die zahlreichen Ordensspitäler eigentlich sehr deutlich sichtbar in diesem Dienst unablässig tätig ist.

Die Tatsache, dass die Ordenskrankenhäuser in weiten Teilen der Bevölkerung sich großer Wertschätzung erfreuen und auch von den bei ihnen betreuten Patienten meist eine tiefe Dankbarkeit erfahren, darf uns allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Krankenfürsorge von vielen Menschen – auch unter den Mitarbeitern der Ordenskrankenhäuser selbst – meist nur als ein notwendiger und von der Gesellschaft geforderter Dienst angesehen wird und deshalb auch aus einer solchen Haltung geleistet wird, jedoch relativ wenig bzw. zuweilen gar nicht als ein „kirchlicher Auftrag“ begriffen und wirklich als solcher gelebt wird.

In dem Maße wie das Bewusstsein schwindet, damit einen christlichen „Verkündigungsauftrag“ zu erfüllen, verlieren die Ordenskrankenhäuser jedoch ihre charakteristische Eigenart – ihr „Charisma“ – und werden so zu Einrichtungen, die nur noch auf der Ebene einer ausgezeichneten medizinischen Versorgung mit anderen Krankenhäusern in einem Wettstreit liegen, aber das, was sie von ihrer Entstehung her eigentlich kennzeichnete, schrittweise verloren haben. Alle in der Krankenfürsorge tätigen Orden haben im Grunde aus dem Bewusstsein begonnen, dass christlicher Glaube untrennbar mit dem Dienst an Kranken, Alten und Notleidenden verbunden ist und dass sich die Liebe in der tätigen Sorge um diese Menschen zu erweisen hat.

In den folgenden Darlegungen möchte ich daher zunächst einige mir wichtig scheinende Aspekte zum Verständnis des „kirchlichen Auftrags“ in Erinnerung rufen, in einem zweiten Schritt auf die Folgen aufmerksam machen, die mit der Verdünnung des Bewusstseins für diesen Verkündigungsauftrag verbunden sind, und abschließend einige Möglichkeiten andeuten, um den Mitarbeitenden in ihren Einrichtungen den „kirchlichen Auftrag“ ein wenig näherzubringen.

Zum Verständnis des „kirchlichen Auftrags“

Papst Johannes Paul II. hat bei seiner Reise nach Neuseeland im Jahre 1986 seine Ansprache an die Kranken, Alten und Behinderten mit folgendem Bekenntnis begonnen: „Jetzt, wo ich mit euch zusammen bin, kann ich euch versichern, dass ihr einen besonderen Platz in meinem Herzen und im Leben der Kirche einnehmt.“ Und er setzte seine Rede dann mit den Worten der Unterweisung an die Jünger in Lk 10,8-9 fort, als Jesus diese erstmals aussandte: „Wenn ihr in eine Stadt kommt und man euch aufnimmt, so esst, was man euch vorsetzt. Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt ihnen: Das Reich Gottes ist nahe.“

Johannes Paul II. wollte damit den dort versammelten Menschen in Erinnerung rufen, dass Gott sich jeder Person nähern möchte, jedoch mit besonderer Feinfühligkeit den Kranken. Damit ist aber auch schon zum Ausdruck gebracht: Wenn die Kranken bei Gott einen privilegierten Platz einnehmen, so müssen sie diesen besonderen Platz auch im Leben der Kirche haben, d.h. die Kirche hat den klaren „Auftrag“, sich in besonderer Weise der Kranken anzunehmen.

Um diesen „kirchlichen Auftrag“ allerdings tiefer verstehen zu können, haben wir uns aber sowohl zu fragen, *warum* die Kranken bei Gott einen privilegierten Platz einnehmen, wie auch *wie* dies durch das Handeln Jesu offenbar wird. Schon ein erster oberflächlicher Blick auf die Evangelien zeigt, dass sie vor allem im ersten Abschnitt des öffentlichen Wirkens Jesu von zahlreichen Krankenheilungen berichten: „Jesus zog durch alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen, verkündete das Evangelium vom Reich und heilte alle Krankheiten und Leiden. Als er die Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen, denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mt 9,35-36).

Was diese Menschen allgemein kennzeichnet, ist die Erfahrung und Erkenntnis ihrer Not und Hilfsbedürftigkeit – ihres Angewiesenseins auf Hilfe – sodass sie innerlich nach Heilung und Erlösung verlangen und diese dann auch äußerlich immer mehr zu suchen beginnen. Dabei ist es weniger von Bedeutung, ob sie sich dazu selbst auf die Suche nach Jesus machten oder von anderen zu ihm gebracht wurden oder ihm auch eher nur zufällig begegnet waren; entscheidend ist hier allein das „Sehen der eigenen Hilfsbedürftigkeit“!

Genau mit diesen Menschen hat Jesus „Mitleid“, und deshalb erbarmt er sich ihrer! In dem Maße, wie die Menschen sein Mitleid und seine Liebe zu ihnen spüren, wächst auch ihr Vertrauen in Jesus, sodass es ihnen zunehmend leichter fällt, sich ihm zu nähern und ihm ihre Bedürftigkeit zu bekennen. „Denn er heilte viele, sodass alle, die ein Leiden hatten, sich an ihn herandrängten, um ihn zu berühren“ (Mk 3,10). Das Vertrauen – der Glaube – erleichtert nicht nur den Weg zu Jesus, sondern ist auch wichtig für die Ermöglichung der Heilung. „Dein Glaube hat dich gerettet“ (Mk 10,52), sagt Jesus daher dem blinden Bettler Bartimäus. Der Glaube – das Vertrauen – ist jedoch nicht etwas, das der Mensch allein aus sich selbst hervorbringen kann, sondern der Glaube ist vielmehr die Frucht erfahrener Liebe und kann daher vom Menschen im Grunde nur als unverdientes Geschenk erbittet werden.

Die Gespräche Jesu mit kranken und notleidenden Menschen machen deutlich, dass er in die Welt gekommen ist, um sie mit seiner Liebe zu beschenken. Er drängt den Kranken seine Liebe und die Heilung jedoch nicht auf, sondern er wartet vielmehr darauf, dass sie ihn darum bitten, weil sie nur so in die Lage versetzt werden, diese immer tiefer als ein Geschenk zu empfangen. Liebe setzt immer eine Beziehung voraus, d.h. ein Miteinander und Füreinander, ein Bitten und Empfangen, ein freiwilliges Geben und ein ebenso freies Annehmen. Liebe *ist* gelebte Beziehung – und darum geht es Gott: er möchte dem Menschen die verloren gegangene Beziehung zu Ihm neu schenken und ihn gleichzeitig zu tiefen Beziehungen mit anderen Menschen befähigen.

Auch wenn es der kranke und notleidende Mensch selbst nicht so empfindet, gehört er doch gerade durch seine Situation der Hilfsbedürftigkeit zu den „Privilegierten“ Gottes, weil er innerlich offen ist, sich helfen zu lassen und auch um Hilfe zu bitten. Zu diesen „Privilegierten Gottes“ gehören auch all jene, die Jesus in der Bergpredigt „selig“ preist, auch wenn sich diese im Moment nur „arm vor Gott“, „traurig“, „verlassen“ oder „verfolgt“ fühlen und deshalb vielleicht sogar am Sinn und Wert ihres Lebens zweifeln. Gerade zu solchen Menschen weiß sich Jesus gesandt, wenn er sagt: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder“ (Mk 2,17), d.h. Jesus weiß sich in besonderer Weise zu den Menschen gesandt, die spüren, wie sehr sie der Heilung und der Hilfe durch andere bedürfen.

Was Jesus seinen Jüngern bei ihrer Aussendung als „Auftrag“ gegeben hat: „Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt ihnen: Das Reich Gottes ist nahe“ (Lk 10,9), verdeutlicht und vertieft er durch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, mit dem er erklärt, was Nächstenliebe meint: ein barmherziges Handeln am notleidenden Menschen. Mit dem Beispiel des barmherzigen Samariters fordert Jesus seine Jünger – und damit uns alle – auf, den Kranken

mit größtmöglicher Aufmerksamkeit und Mitgefühl zu begegnen und ihnen aus dieser Haltung zu dienen. Es geht darum, soweit wie möglich in die Haltung Jesu einzutreten, der Mitleid mit den kranken und notleidenden Menschen hat. Diese barmherzige Liebe hat die Kirche durch ihre Mitglieder in der Sorge um die Kranken zu bezeugen und diesen bestmöglich erfahrbar zu machen.

Obschon die Kirche grundsätzlich allen Menschen gegenüber zu solchem Zeugnis der barmherzigen Liebe Gottes aufgefordert ist, um damit allen Menschen die „Nähe des Reiches Gottes“ erfahrbar zu machen, so hat sie diesen Auftrag gegenüber den Kranken in besonderer Weise doch auch noch aus einem weiteren Grund, der sich aus der inneren Situation der Kranken ergibt.

Große Schmerzen und schweres Leid trüben nicht nur den Geist und die Wahrnehmung, sondern schwächen den Menschen an Leib und Seele, sodass er dazu neigt, am Sinn seines Lebens zu zweifeln. Weil er sein Leben so leicht als eine unerträgliche Last erlebt, fühlt er sich auch von Gott verlassen und zweifelt am Wort Jesu, dass „das Reich Gottes nahe ist“. Die Kranken fühlen sich allein gelassen, vielleicht auch von Gott bestraft und fragen Ihn anklagend nach dem Warum ihrer Leiden und Schmerzen. In dieser inneren Verfasstheit bedürfen die Kranken in besonderer Weise der Zuwendung und der erbarmenden Liebe, damit sie neue Hoffnung schöpfen und so die Nähe Gottes erfahren – oder zumindest erahnen – können.

Die Kranken bedürfen nicht nur der „äußeren Behandlung“, sondern zutiefst auch einer „inneren Heilung“ von ihren Selbstzweifeln. Was die Kranken in den Ordensspitälern suchen, ist daher nicht nur eine ausgezeichnete medizinische Betreuung, sondern vielmehr auch Aufmerksamkeit, Zuneigung, Wertschätzung und Liebe. D.h. in ihrem Inneren erhoffen und erwarten sie das, was ihnen hilft, den Wert und die Würde ihres Lebens zu erfahren – und damit im Grunde auch das, was ihnen Geborgenheit schenkt und damit die Nähe Gottes vermittelt und was ihnen so auch neu die Freude an ihrem Leben zurückzugeben vermag.

Die Folgen eines verlorenen Bewusstseins für diesen „kirchlichen Auftrag“

Was verändert sich, wenn der kirchliche Auftrag der besonderen Krankenfürsorge aus dem Blick gerät? Wie verändert sich dadurch das Krankenhaus als Ganzes, und welche Folgen hat dies dann auch für die im Krankenhaus Mitarbeitenden, für deren Dienst und das Klima in der Arbeit miteinander? Da ich Großen und Ganzen von einem recht hohen Niveau des Wissens um diesen kirchlichen Auftrag in den Leitungen der Ordenskrankenhäuser wie auch des ehrlichen Mühens vieler Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern um dessen Erfüllung überzeugt bin, möchte ich hier einfach auf Tendenzen hinweisen, an denen sich ein Mangel zeigen kann. Anhand dieser „Tendenzen“ können Sie dann selbst leichter beurteilen, wie es um die Lebendigkeit des kirchlichen Auftrags in Ihrem Krankenhaus steht und wo mögliche Defizite bei den eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auszumachen sind.

Wer sich um Exzellenz und Vollkommenheit müht, wird immer wieder dazu neigen, sich und die eigene Arbeit mit anderen zu vergleichen und so mit diesen gleichsam in einen „Wettstreit“ einzutreten. Egal ob sich Ordenskrankenhäuser untereinander oder mit anderen Krankenanstalten vergleichen und so in einen „Wettstreit“ mit anderen treten, führt dies dazu, dass der Blick verstärkt auf sich selbst bzw. auf die eigene Institution gerichtet wird, statt vor allem auf die kranken Menschen und deren Nöte und Bedürfnisse zu schauen. Der Wettstreit verleitet zum Ergreifen einer „Verteidigungsstrategie“, um so eigene Interessen – z.B. Macht und Ansehen – zu schützen und nicht zu verlieren. Damit wird jedoch die andere Seite meist verletzt und erniedrigt – und im Grunde zu einem „Objekt“ gemacht bzw. degradiert. Damit begegnet man dem anderen Menschen aber auch nicht mehr auf gleicher Stufe.

Mit anderen Worten: Jede Form von „Wettstreit“ – egal ob zwischen Institutionen oder einzelnen Personen – kann ein Indiz dafür sein, dass der Blick stärker auf sich selbst gerichtet ist und damit tendenziell der „kirchliche Auftrag“, sich liebend ganz in den Dienst an den Kranken zu stellen, mehr in den Hintergrund tritt. Man unterstreicht dann zwar vielleicht äußerlich oft vermehrt das Engagement für die Kranken, doch genauer besehen geht es dabei doch um die Verteidigung eigener Interessen. Ohne damit die legitime Berechtigung von Dienst- oder Gehaltsverhandlungen usw. in Frage zu stellen, geht es mir hier einfach darum, dafür sensibel zu machen, wie der „kirchliche Auftrag“ gerade auch durch ein Streben nach Vorzüglichkeit tendenziell zunehmend in den Hintergrund rücken kann.

Noch deutlicher werden die Folgen, die mit einem Vergessen des „kirchlichen Auftrags“ verbunden sind, jedoch in der direkten Beziehung des Arzt- und Pflegepersonals mit den „Patienten“, d.h. mit den „Leidenden“. Es ist von größter Bedeutung, den Dienst an den Kranken als eine „persönliche Berufung“ zu sehen und zu leben – und damit nicht nur einen „Beruf“ auszuüben bzw. einen guten Job zum Geldverdienen zu haben. Wer aus dem Bewusstsein des kirchlichen Auftrags den Kranken dient, erlebt diesen Dienst leichter als seine „Berufung“ und erfüllt sie damit auch eher als eine von und durch die Kirche erhaltene „Sendung“, weil er sich gleichsam wie die Jünger von Jesus „ausgesandt“ fühlt. Er weiß, dass er nicht nur einen „kirchlichen Auftrag“ – eine „kirchliche Anstellung“ – hat, sondern dass er den Dienst an den Kranken soweit wie möglich aus dem Geist dieses Auftrags erfüllen soll.

In dem Maße, wie jemand den Dienst nur als seinen „Beruf“ – seinen Job – ansieht, macht er die Kranken zum „Objekt“ seiner Arbeit. D.h. er versorgt sie zwar vielleicht medizinisch in bester Weise, doch gleichzeitig erniedrigt er die Kranken, weil er sie nicht wirklich als gleichwertige Menschen behandelt, sondern sie vielmehr zum „Objekt“ seines Tuns macht. Dadurch lässt er die Kranken nicht nur seine Überlegenheit und Macht spüren, sondern verstärkt in ihnen so auch das Gefühl der Abhängigkeit und der eigenen Ohnmacht gegenüber seinem Handeln an ihnen.

Wenn der Kranke primär als ein zu betreuendes „Objekt“ gesehen wird, behandelt man ihn zwar vielleicht durchaus kompetent und sorgfältig, ignoriert jedoch damit seine Freiheit und Selbstbestimmung. Dies hat jedoch weiter zur Folge, dass der Kranke die Behandlung auch als etwas „Äußeres“ und weniger als ein „Geschenk“ und Ausdruck der Liebe zu ihm zu erfahren vermag. Auch wenn hinter einer solchen Sicht des Kranken als „Objekt des eigenen Berufes“ meist überhaupt keine böse Absicht steckt, begünstigt sie doch die Gefahr, dass es durch das damit gegebene Machtgefälle in der Beziehung zum Kranken auch leichter zu Formen eines Machtmissbrauchs im ärztlichen oder auch pflegerischen Bereich kommen kann.

Wird der Dienst am Kranken jedoch wie eine „Berufung“ und nicht nur als „Beruf“ gesehen und gelebt, so rückt der Patient deutlicher in seiner unantastbaren „Würde“ in den Mittelpunkt. Der Kranke wird so als wirklich freies „Subjekt“ gesehen und behandelt, dem man in Freiheit und aus wahrer Liebe zu dienen versucht. Auswirkungen hat dies sowohl auf Seiten des Patienten wie auch auf Seiten derer, die für ihn sorgen.

Weil sich der Kranke in den Mittelpunkt gerückt erfährt, dem die ganze Aufmerksamkeit gilt, bleibt die Behandlung für ihn nicht bloß ein äußerer Dienst, der ihm zusteht und auf den er gleichsam ein Recht hat, sondern er erlebt vielmehr alles, was für ihn getan wird, als ein unverdientes „Geschenk“, da er diese Dienste als Ausdruck der Liebe der ihn pflegenden Menschen begreift. Für diese gilt umgekehrt aber auch, dass sie in dem Maße, wie sie ihren Dienst an den Kranken als „Berufung“ sehen und aus Liebe zu den Kranken leben, in diesem Dienst selbst von Freude und Dankbarkeit erfüllt werden, da sie ihren Dienst nicht so sehr nur als eine „Last“ und eine zu erfüllende „Pflicht“ erfahren, sondern ihn vielmehr aus einer inneren Dankbarkeit verrichten für all das, was sie den Kranken durch ihr Tun zu schenken vermögen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Fehlen des Bewusstseins für den „kirchlichen Auftrag“ – und damit letztlich auch das Fehlen des Wissens um die eigene „Sendung zum Dienst an den Kranken“ – zu einem schrittweisen Nachlassen der gelebten Liebe zu den Kranken führt und sich in der wachsenden Besorgtheit um sich selbst äußert. Der Schwund der Liebe zu den Kranken führt jedoch dazu, dass der Dienst an den Kranken immer mehr als „Last“ erlebt wird und so auch immer weniger mit Freude erfüllt werden kann. Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter diesen Dienst verlassen, weil sie ihn als zu herausfordernd und belastend empfinden, ist dies gewiss ein deutliches Zeichen dafür, dass sie ihn nicht – oder nur in geringem Maße – als „Sendung und Auftrag“ wahrgenommen haben.

Um Menschen zu helfen, in diesem Dienst an den Kranken zu bleiben, wird längerfristig eine bessere Bezahlung und gesellschaftliche Anerkennung allein sicher nicht genügen, weil damit ungewollt die Tendenz verstärkt würde, dass sie diesen Dienst nur erfüllen wie der „bezahlte Knecht, dem an den Schafen nichts liegt“ (vgl. Joh 10,13) und der flieht, wenn es schwer wird. Um junge Menschen für diesen Dienst begeistern und in den Pflegenden die Freude in ihm lebendig erhalten zu können, ist sicher entscheidend, in ihnen das Gespür für diesen „Auftrag der besonderen Liebe zu den Kranken“ zu wecken und lebendig zu erhalten.

Mögliche Hilfen für die Mitarbeiter zur Vertiefung eines Lebens aus diesem Auftrag

Wer sich fragt, wie die Weckung und die Verlebendigung dieses Auftrags geschehen könnten, der tut sicher gut daran, von Jesus zu lernen und einfach zu schauen, wie er versucht hat, die Jünger schrittweise auf ihre Sendung vorzubereiten. Was hat er getan, um sie in der Liebe wachsen zu lassen und um sie besonders zur Liebe zu kranken und notleidenden Menschen hinzuführen? In der Formung der Jünger durch Jesus sind *drei Phasen* zu erkennen, die nicht nur wichtige Schritte auf diesem Weg der Hinführung zur Liebe zeigen, sondern durch die Jesus den Jüngern auch gleichzeitig *drei Wesenselemente wahrer Liebe* deutlich macht.

Von Beginn seines öffentlichen Wirkens an wendet sich Jesus den Kranken und Notleidenden, den Schwachen und Sündern zu – und nimmt dabei seine Jünger mit. Damit vertieft er in ihnen die Sensibilität für das vielgestaltige Leid der Menschen. Durch die persönliche Begegnung mit der Not dieser Menschen versucht Jesus, seine Jünger darüber betroffen zu machen, sodass sie sich innerlich aufgefordert fühlen, selbst etwas zur Linderung dieser Not beizutragen. Anders gesagt: Er weckt und vertieft in ihnen das „Mitleid“ mit den Notleidenden, das sie nicht nur bereit macht, sondern sie vielmehr auch innerlich antreibt, etwas für diese Menschen tun zu wollen.

Das „Mitleid“ ist die Grundlage für jedes Handeln zugunsten anderer Menschen; es *ist die „Motivationskraft“ der Liebe*. Solange und in dem Maße wie jemand die Not anderer nicht kennt und innerlich erfährt, wird er sich nicht dazu angeregt fühlen, etwas zu tun; er wird am Leid eines anderen vorbeigehen wie der Priester und der Levit im Gleichnis des barmherzigen Samariters (Lk 10,25-37). D.h. es ist notwendig, das Leid wirklich zu sehen und mit dem Leidenden Mitleid zu haben wie der Samariter, um sich zur aktiven Hilfeleistung innerlich aufgefordert zu fühlen.

Auf dieser Basis des Mitleids gibt Jesus den Jüngern dann erst den Auftrag: „Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt ihnen: Das Reich Gottes ist nahe“ (Lk 10,9). Und die Jünger haben so auch versucht, diesem Auftrag zu entsprechen und waren erstaunt über die dabei gemachten Erfahrungen, wie sie sagen: „Herr, sogar die Dämonen sind uns in deinem Namen untertan“ (Lk 10,17). Was war jedoch die Folge davon? Die Jünger wurden stolz auf „ihre Leistungen“ und begegneten anderen Menschen zunehmend überheblich und arrogant, wie beispielsweise den Frauen, die ihre Kinder zu Jesus bringen wollten (vgl. Lk 18,15-17).

In dieser Situation kritisiert Jesus nicht nur das Verhalten der Jünger, sondern macht ihnen in diesem Zusammenhang vielmehr deutlich, dass zu wirklicher Liebe nicht nur das Mitleid nötig ist, sondern auch eine *Haltung der Hochachtung und Wertschätzung für den anderen Menschen*. Denn wo diese Wertschätzung fehlt, werden andere Menschen – wenn auch vermutlich unbewusst und ungewollt, aber doch – zu „Abhängigen“ und gleichsam zu „Almosenempfängern“ gemacht, die aufgrund ihrer Hilfsbedürftigkeit so noch mehr erniedrigt werden. Im Grunde werden sie so nämlich nicht nur wie „Objekte“ behandelt, sondern auch dazu missbraucht, um sich durch ihre Erniedrigung selbst größer zu machen.

Jesus ruft deshalb den Jüngern mehrfach in Erinnerung, dass wahre Liebe die freiwillige Selbsterniedrigung voraussetzt: die Bereitschaft, sich für andere zum Diener und Sklaven zu machen (vgl. Mk 10,43-44) bzw. sich klein zu machen wie ein Kind (vgl. Mt 18,4), das zu den anderen Menschen aufschaut. Dieses „Sich-zurücknehmen“ bedeutet jedoch keineswegs eine Geringschätzung des eigenen Lebens und Handelns, sondern es öffnet vielmehr dafür, das Leben und Tun als unverdientes Geschenk wahrnehmen zu können. Ja es ist wichtig, die „Früchte der eigenen Arbeit“ zu sehen, diese allerdings nicht einfach der eigenen Leistung zuzuschreiben, sondern vielmehr dankbar für all das zu sein, was einem durch die Arbeit geschenkt wird. Hochachtung und Wertschätzung, die so anderen Menschen entgegengebracht werden, machen daher niemanden „ärmer“, sondern beschenken und bereichern letztlich vielmehr beide Seiten – die „Liebenden“ und die „Liebe Empfangenden“.

Mit dem „Mitleid“ und der „Wertschätzung“ hat Jesus die Jünger zunächst auf jene beiden Elemente der Liebe aufmerksam gemacht, die dazu dienen, um anderen Menschen in ihrer Situation wahrhaft nahe sein zu können. Sowohl das Mitleid wie auch die Wertschätzung verbinden uns tiefer mit dem anderen Menschen und begünstigen so eine liebevolle Zuneigung zu ihm. Da wir jedoch alles, was wir schätzen und wertvoll für uns finden, im Grunde festhalten und besitzen möchten, tendieren wir aber auch immer zu einer „Vereinnahmung“ des geliebten Menschen. Damit machen wir ihn jedoch von neuem zu einem „Objekt“ und erniedrigen ihn durch die Abhängigkeit von uns, in die wir ihn bringen. Weil wir den geliebten Menschen zum „Gegenstand unserer Wünsche und Träume“ machen, engen wir nicht nur dessen Freiheit ein, sondern machen auch uns selbst von ihm innerlich abhängig und unfrei.

Um zu „größter Liebe“ zu gelangen, genügt daher die allein durch „Mitleid“ und „Wertschätzung“ erreichte „Nähe zum Mitmenschen“ noch nicht, sondern dazu bedarf es auch einer „*Fähigkeit zur Distanz*“ – mit anderen Worten: es braucht dafür auch eine „*innere Freiheit*“. Davon spricht Jesus erst auf dem letzten Abschnitt seines eigenen Weges und damit auch in der letzten Phase der Formung seiner Apostel. Mit seinem Wort aus den Abschiedsreden: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt“ (Joh 15,13) macht er den Jüngern deutlich, dass die wahre und vollkommene Liebe im Grunde die „Hingabe seiner selbst“ für andere ist.

Durch die unmittelbare Nähe zu seinem Leiden und Sterben weist Jesus einerseits auf seine „Hingabe am Kreuz“ wie auch auf den Zusammenhang zwischen der Freiheit und dem „Sich-selbst-sterben“ hin, andererseits hilft er damit den Jüngern aber auch, das Wesen der Liebe noch tiefer begreifen zu können. Jesus macht ihnen deutlich: *wahre „Liebe als Nähe zum anderen Menschen“ verlangt eine „Distanz zu sich selbst“*. Denn nur in dem Maße wie jemand „innerlich frei“ ist und so „Distanz zu sich selbst“ haben kann – und deshalb nicht in der Suche nach dem eigenen Vorteil gefangen bleibt – kann anderen wirklich nahe sein. Was Jesus den Jüngern in den Abschiedsreden gesagt hat, das hat er ihnen durch sein Sterben am Kreuz gezeigt und auch erwiesen: die „größte Liebe“. Aus einer „vollkommenen Distanz zu sich selbst“ – zu seinem „Gott-Sein“ (vgl. Phil 2,5-11) – und der daraus resultierenden „inneren Freiheit“ ist er fähig zur „Hingabe seines Lebens“ und damit zur „größten Nähe zu uns Menschen“!

Zur Hingabe des eigenen Lebens ist ein Mensch jedoch nur in dem Maße fähig, wie er sich selbst geliebt und angenommen erfährt. Es ist die erfahrene Liebe, die das Vertrauen stärkt und den Menschen innerlich frei macht – und damit letztlich fähig und bereit zur Hingabe. Solange und in dem Maße wie jemand diese Erfahrung der Liebe nicht gemacht hat, bleibt er aus Angst um sich selbst unfähig zur Hingabe und wird so davor fliehen wie die Apostel in der Passion Jesu.

Dies ist die Situation, die Sie vermutlich immer wieder bei Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erleben: sie drücken sich nicht aus Bosheit oder purer Faulheit um irgendwelche Arbeiten und Dienste an den Kranken, sondern einfach aus ihrer Besorgtheit um sich selbst. Kritik und Vorwürfe helfen dabei wenig weiter; was es braucht, ist vielmehr das Vertrauen in diese Menschen und die Liebe zu ihnen. – Wie Jesus die Jünger wegen ihrer „fehlenden Liebe“ nie verurteilt hat, sondern sie vielmehr immer wieder geduldig weitergeführt und ihnen dabei unermüdlich seine Liebe erwiesen hat, so können auch wir anderen nur dadurch helfen, in der Liebe zu wachsen, dass wir ihnen gegenüber die Liebe soweit wie möglich zu leben versuchen.

Die Vollendung des Menschen besteht in seiner „Gott-Ebenbildlichkeit“ – und damit in seiner Liebe! Jesus wollte seine Jünger zu größtmöglicher Liebe befähigen, damit sie so dem Auftrag entsprechen können, Zeugen der Liebe Gottes zu sein. Wahre Liebe hat deshalb kein anderes Ziel als andere zu größerer innerer Freiheit zu führen, damit auch in ihnen die Liebe zur Entfaltung kommt und sie so ebenfalls anderen die Liebe Gottes erfahrbar machen können.

Abschließende Bemerkungen

Diesen Weg zu je größerer innerer Freiheit und wahrer Liebe, wie ihn Jesus mit den Jüngern gegangen ist, gilt es persönlich wie auch gemeinschaftlich immer neu zu gehen. Der kirchliche Auftrag: „Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt ihnen: Das Reich Gottes ist nahe“ ist ein zutiefst dynamischer, der zu einem persönlichen und gemeinschaftlichen Wachsen in der Liebe einlädt und herausfordert. In dieser Hinsicht ist aber auch die Bedeutung einer kontinuierlichen Formung des Krankenhauspersonals zu sehen, um dieses in geeigneter Weise immer wieder an seine „Berufung“ zu erinnern, den Kranken mit größtmöglicher Liebe zu dienen.

Wenn Ordenskrankenhäuser sowohl für Patienten wie für das Personal „attraktiver“ als andere Krankenanstalten sind, liegt dies vor allem daran, dass in ihnen die Liebe gemeinschaftlich gewachsen ist und so ein „Klima“ geschaffen hat, in dem sich alle wohlfühlen. Das „gute Klima“ ist die Frucht der im Krankenhaus gelebten Liebe – und dies hilft dann allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, auch persönlich in der Liebe eher lebendig zu bleiben und in ihr weiter zu wachsen! Deshalb ist auch die Erinnerung an diesen „kirchlichen Auftrag“ so wichtig! Die konkrete Vermittlung des „kirchlichen Auftrags“ an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bedeutet dabei im Grunde, sie soweit wie möglich zu einem Handeln aus Liebe zu den Kranken hinzuführen und diese Liebe in ihnen zu fördern.

Auch wenn ein Ordenskrankenhaus weit davon entfernt sein mag, dass die Liebe in ihm in vollkommener Weise gelebt wird, so ist doch jedes persönliche Mühen um die Vertiefung der Liebe wichtig, damit das „Klima“ besser und nicht schlechter wird. Entscheidend für das „Klima“ sind dabei nicht so sehr die Kirchnähe oder die konkrete Glaubenspraxis der Angestellten, sondern vielmehr ihre innere Bereitschaft, sich auf einen Weg zu machen, durch den die Liebe lebendiger werden kann. Der Beginn dieses Weges liegt beim „Mitleid“ mit den Kranken und führt dann über die tiefe „Wertschätzung“ für sie hin zum „selbstlosen Dienst“ an den Kranken. – Die Liebe ist eine „göttliche Tugend“, um die wir uns zwar mühen, die wir aber letztlich doch immer nur von Ihm, der die Liebe ist, erbitten können!